

Innen-Landschaft

Zur Emil Nolde-Ausstellung in Frankfurt

UTE HALLASCHKA

Es ist die erste Gesamtschau seit 25 Jahren, die im Frankfurter Städel Museum gezeigt wird: »Emil Nolde. Retrospektive«, vom 5. März bis 15. Juni 2014.

Die Ausstellung gibt einen Überblick über sämtliche Schaffensphasen Noldes, sie gliedert sich in zwölf Kapitel in chronologischer Reihenfolge.



Das Leben Christi, 1911/12, Öl auf Leinwand, Mitteltafel 220,5 x 193,5 cm, Seitentafeln je 100 x 86 cm, Nolde Stiftung Seebüll, © Nolde Stiftung Seebüll

Einige der rund 140 Arbeiten werden erstmals öffentlich gezeigt. Besondere Aufmerksamkeit

kommt hier dem weniger bekannten Früh- und Spätwerk Noldes zu.

Schon im Vorfeld gab es Kontroversen um diese Ausstellung. Bisher galt der Maler, dessen Werke als entartete Kunst beschlagnahmt wurden und der Berufsverbot erhielt, als Opfer des Nationalsozialismus. Nun erscheint eine Täterseite – er

formulierte entsprechende Bekenntnisse und warb um Anerkennung bei den Machthabern. In der Ausstellung selbst wurde auf die Diskussion dieser Problematik weitgehend verzichtet. Sie wird im Katalog geführt. Dies ist eine weise Entscheidung. Die Ausstellung lässt die Bilder für sich selbst sprechen und der Betrachter ist in eigener Urteilskraft gefordert. Kann ich diese Kunstwerke unbefangen anschauen, wenn ich um die Haltung ihres Schöpfers weiß? Aus welcher Quelle speist sich mein Wissen? Ein Blick in den Katalog ergibt den Sachverhalt: Die Bilder selbst stehen offenbar als lebendiges Zeugnis jeder Verdächtigung fern. Aus einem Antwortschreiben der Reichskammer der bildenden Künste, 1941: »Wie die Einsichtnahme Ihrer hergereichten Originalwerke der Letztzeit ergab, stehen Sie jedoch auch heute noch diesem kulturellen Gedankengut fern und entsprechen nach wie vor nicht den Voraussetzungen, die für Ihre künstlerische Tätigkeit im Reich und damit für die Mitgliedschaft

bei meiner Kammer erforderlich sind.« Es gibt also gute Gründe für die Rückführung der Ge-

die Drei 5/2014

mälde ins Freie der Anschauung. Eine zweite Position anderer Art, die der Betrachter vorbilden muss, um überhaupt etwas zu sehen, ist die Überwindung des Reproduktiven. Noldes Blumenbilder vor allem gehören zu den »totgedruckten«. Schlechte Abbildungen, tausendfach vervielfältigt, erniedrigen die Kunstwerke mit der Zeit zum Einrichtungsgegenstand. Davon muss der Blick sich vor den Originalen emanzipieren.

Die Kuratoren im Städel haben einen Weg gewählt, der das Dilemma auf den ersten Blick noch vertieft. Das buchstäbliche Verhängnis: 28 Blumenbilder, dicht an dicht, an eine Wand gehängt wie eine Fototapete im Wohnzimmer. Doch auf den zweiten Blick zeigt sich diese Einrichtung als Segen. Das Einzelbild ersteht in diesem Tableau in der Geste des Gemeinsamen ganz neu. Es tritt im Blickfeld verwandelt auf und bildet eine imaginative Blumenwiese, so zu sehen wie in einem Garten, wo jeder Blüte ihr Stellenwert zukommt und doch keine für sich allein erscheint. Das Einzelne bildet sich im Überfluss aus. So wird es in neuer Weise wahrhaftig. Diese Hängung schenkt dem Betrachter Anregung für den schöpferischen Blick des Malers.

Nolde war unglaublich produktiv. Die Schau zeigt eine stupende Vielfalt und Bandbreite der Impulse. Der Maler wird 1867 im deutschen Grenzgebiet als Hans Emil Hansen geboren – im Dorf Nolde, dessen Namen er sich später gibt. Emil Nolde stirbt 1956, er malt beinahe bis ans Ende seines langen Lebens von 89 Jahren. In seinen verschiedenen Schaffensphasen arbeitet er sich durch ein gesamtes Jahrhundert künstlerischer Entwicklung. Impressionistische und expressionistische Landschaften, Stadtbilder, Porträts, religiöse Darstellungen und Exotisches aus Südseeexpedition und Reiseerfahrung bis hin zu den sogenannten »ungemalten Bildern« in der Zeit des Berufsverbots. In dieser Phase entstanden mehr als 1300 Aquarelle. Daraus wählte er 54 Werke aus, die er im technischen Selbstversuch in Öl übertrug. Es gibt einen eigenen Werkkomplex, der meist als sogenannte Grotteske bezeichnet wird. Kolddhafte Elementarwesen, die im natürlichen

Umfeld auftauchen. Eines der berührendsten dieser Begegnungsbilder ist »Kind und großer Vogel«. Die malerischen Züge und Stilmittel der grotesken Bilder tauchen ebenfalls in den religiösen Gemälden auf. »Das Leben Christi« ist ein Tafelzyklus, der in verschiedene Teile zerfällt. Es erscheint all das Verzerrte, Überzeichnete, Unerlöste und zugleich die Überhöhung des elementarisch-natürlichen Wesens. Die zentrale Tafel der Kreuzigung jedoch vermittelt eine atemberaubende Erinnerung. Kaum habe ich es zu denken gewagt, schon formuliert es eine Besucherin ihrer Begleiterin gegenüber: Es sieht aus wie Grünewalds Isenheimer Altar. Das tut es tatsächlich, aber nicht wie eine Kopie, sondern als moderne Auffassung der Lebenskräfte und ihrer Wirklichkeit.

Nolde hat in seinen Werken eine Art zeitlosen Zugang zu den verschiedenen Entwicklungsepochen gebahnt. Diese Bilder sind wie Fenster, alles elementar Vorliegende zu durchschauen auf seine kosmische Kraftaussage hin. Diese Durchsicht ins Wirkliche spart nicht die Auseinandersetzung mit dem menschlichen Triebwesen aus. Was der Betrachter hier an Energien zu bewältigen hat, fordert, wenn man sich darauf einlassen kann, wirkliche Seelenkraft. Ungeheuer modern anmutende Bildeinfälle. Aber immer ist der malerischen Sichtweise ein Urbild mitgegeben – es ist möglich, in diesen Werken, die kaum noch Gegenständliches doch so konkret zeigen, Geistwelten einzusehen. Weil Nolde sie eben nicht ins Bild setzt, sondern durch das Malerische freisetzt, hindurchscheinen lässt. In innigster, konzentriertester und schönster Weise lässt sich die gesamte Entwicklung dieses Künstlers erleben im Dialog zweier Werke. »Lichte Meeresstimmung« aus der Frühzeit (1901) und »Lichtes Meer« aus dem Spätwerk (1948). Beinahe ein halbes Jahrhundert Malerei liegen dazwischen. Dasselbe Motiv, zwei in dinglicher Hinsicht sehr ähnliche Bilder – und völlig verschiedene Welten.

Ausstellung »Emil Nolde. Retrospektive« bis 15. Juni 2014 im Städel Museum Frankfurt. www.staedelmuseum.de/sm

Beziehungsnetze in Garten und Gesellschaft

Eindrücke von der Tagung »Die Farbe der Forschung II«

CLARA STEINKELLNER

Wenn sie gelingen, sind Tagungen Feste. Sie heben sich vom Alltag ab, öffnen unser Denken für Wesentliches, ermöglichen Begegnungen mit neuen und bekannten Menschen, sind Kulminationenpunkte im Jahreslauf und in unserer Biografie. Die Tagung *Die Farbe der Forschung II – Das Innovationspotenzial von Beziehungsnetzen*, zu der die Zukunftsstiftung Landwirtschaft der GLS-Treuhand am 7. und 8. März 2014 in die Berliner Humboldt-Universität eingeladen hatte, war so ein Fest! Schon beim Begrüßungskaffee ließ der Lärmpegel Rückschlüsse auf die Dichte des Beziehungsnetzes zu, das hier bereits geknüpft war.

»Je dichter der ›Pelz‹, desto innovativer« hörten wir dann im Halbrund des Hörsaals beim lebendigen Eröffnungsbeitrag von Benny Haerlin, Leiter des Berliner Büros der Zukunftsstiftung Landwirtschaft und Initiator der Kampagne »Save our Seeds« (SOS). Er warf das Bild des blauen Planeten als »Ikone der Zusammengehörigkeit« an die Wand und erinnerte an Christine und Ernst Ulrich von Weizsäcker drei Grundprinzipien für eine fehlerfreundliche Entwicklung: Es braucht erstens *Redundanz*, d.h., Wiederholung, viele Versuche und Chancen, zweitens braucht es *Vielfalt*, d.h. freie Entfaltung ohne »Zensur«, und drittens – und das widerstrebt der modernen Freiheitsliebe – braucht es *Barrieren*, es braucht Grenzen, die Entwicklungsräume schützen, es braucht Membrane, die nur für Bestimmtes durchlässig sind. Gestalten heißt also immer auch Grenzen setzen, in der Landwirtschaft und im Sozialen. Die weiteren Vorträge waren informativ und kurzweilig. Während am zweiten Tag die soziale Seite der Beziehungsnetze im Vordergrund standen, waren es am ersten Tag die ökologischen: Wussten Sie beispielsweise, dass eine

Tomatenpflanzen »schmecken« kann, welches Tierlein an ihr knabbert, um gezielt darauf zu reagieren? Und dass sie durch Duftstoffe alle »Schwestern« in der Nähe warnt? Kennen Sie Mykorrhizien? Andres Wiemken stellte diese Pilzgeflechte geradezu als ein Symbol für die Innovationskraft von Beziehungsnetzwerken vor: Im Wurzelgeflecht von Wäldern und Blumenwiesen sorgen ihre mikroskopisch kleinen Fäden für einen fruchtbaren Austausch zwischen den verschiedenen Pflanzen. Außerdem gab es Einblicke in neueste, noch umstrittene molekularbiologische Forschung, die besagt, dass beim Essen nicht nur Nährstoffe, sondern auch Erbinformationen aufgenommen werden und die sogenannte Mikro-RNA einer Pflanze von der Leber aufgenommen und »erkannt« wird ...

Ein weiteres Thema war die Herdenhaltung: Anet Spengler erzählte, wie es in einem Beratungsprojekt gelang, Schweizer Biobauern vom Einkreuzen alter Rinderrassen zu überzeugen. Anita Idel argumentierte, warum die Kuh kein »Klimakiller« ist: Weidende Rinder pflegen und düngen das Grasland, und das bindet CO₂ und bildet dicke Humusschichten. Unvergesslich bildhaft auch die Beschreibung der Mensch-Rind-Beziehung durch den Schweizer Demeterbauern und Autor des Bestsellers *Kühe verstehen* Martin Ott – die Arbeitsgruppe zur Herdenbewirtschaftung erfreute sich regen Zulaufs.

Begegnungen ...

Viel akademischer war der Vortrag von Saira Mian, Kommunikationswissenschaftlerin aus London. Die Dolmetscher (die Tagung war durchgehend zweisprachig ausgelegt) konnten mit dem Tempo kaum mithalten, mit dem sie

die Drei 5/2014

uns die Grundlagen der Kommunikationstheorie vermittelte: ob elektronische Signale durch ein Kupferkabel oder Hormone im Blutstrom Nachrichten transportieren, ob Pflanzen über Duftstoffe oder Mykorrhizanetze oder »Aliens« (das Beispiel kam mehrmals) über Mikrowellen kommunizieren: Die Grundfragen über Verständnis, Verlässlichkeit und Störungsanfälligkeit der Kommunikation bleiben dieselben. Anschließend wollte Florianne Koechlin (Biologin, politische Aktivistin und Pflanzenforscherin¹ sowie als Stiftungsrätin der Zukunftsstiftung Landwirtschaft eine engagierte »Zentralfigur« der Tagung) wissen, wie Pflanzen in der Kommunikationstheorie angeschaut werden: Sind sie mechanische Apparate oder sind sie lebendige Wesen? »Wir Kommunikationswissenschaftler erforschen nur, *wie* kommuniziert wird, nicht *was* und *warum*«. Kein Einzelfall in der modernen Wissenschaftswelt – doch hat nicht genau dieses Scheuklappendenken der Fachwissenschaften zu den massiven Problemen geführt hat, mit denen wir heute konfrontiert sind?

Die Mittagspause brachte Gespräche mit unterschiedlichsten Menschen: Zwei junge Frauen aus Leipzig, die bei einer Gemeinschaftsgarten-Initiative mitarbeiten; ein Landwirt vom Dottenfelder Hof, der dort für die Kuhherde verantwortlich ist; eine Sozialwissenschaftlerin aus Cambridge, die den Gentechnikdiskurs aufarbeitet; eine Agrarwissenschaftlerin aus Österreich, die zur Bedeutung der Regenwürmer im Biolandbau forscht; ein Forstwirt aus der Uckermark, der über einseitige Profitorientierung klagt; eine Kunstlehrerin aus Marburg, die sich für den interdisziplinären Austausch interessiert; ein Unternehmensberater in Rente, der DIE DREI abonniert hat ...

Auf eine Begegnung sei hier noch eingegangen: Ina Praetorius, evangelische Theologin, »freie Hausfrau« und Autorin (u.a. Mitautorin des *ABC des guten Lebens*) philosophierte in ihrem

Vortrag über das »Postpatriachale Durcheinander«, in dem wir heute leben. Die Grundfesten der westlichen Kultur, die seit Aristoteles bestehende Trennung von Vernunft und Leidenschaft, Mann und Frau, Staat und Hauswirtschaft ist heute gehörig ins Wanken geraten. Eine Befreiung, die auch ein Schwindelgefühl mit sich bringt. Die Frage drängt sich auf: Worauf soll das hinauslaufen? Die charmante Herleitung des »Neuen« erfolgte durch eine dreifache Lesart des Wortes »*Durcheinander*« – als solches erzeugt es das Bedürfnis, aufzuräumen, eine neue Ordnung muss her. Aber wie? *Durch Einander*, nur durch Begegnung und echte Beziehungen mit den anderen Menschen, in Zusammenarbeit, kann eine neue Ordnung entstehen. Gleichzeitig braucht es aber auch eine neue Orientierungsquelle, denn nur *durch ein Ander[es]*, durch das Transzendente, durch individuelle Geistbegegnung ist wirkliche Neugestaltung möglich. »Haben Sie sich auch mit Anthroposophie beschäftigt?« – Ich kann die Frage nicht lassen, als ich Ina Praetorius in der nächsten Pause treffe. Ja, seit zwei Jahren habe sie vermehrt anthroposophische Kontakte und sei dabei auf Offenheit und keineswegs Dogmatik gestoßen ... Ansonsten war die direkte Auseinandersetzung mit der Anthroposophie auch bei den anwesenden Demeterbauern kein Thema, – zumindest nicht explizit. Der lebendige Austausch aber, das existenzielle Engagement, die Bezogenheit zu den drängenden Zeitragen, vor allem aber das in Arbeit und Forschung Verbundensein, ja, die erlebbare, teilweise über Jahrzehnte gehende Freundschaft der Mitwirkenden untereinander machte die Tagung zu einem Erlebnis freien Geisteslebens.

<http://www.zs-l.de/farbe-der-forschung>

1 Sie ist ebenso Herausgeberin des Buches *Jenseits der Blattränder. Eine Annäherung an Pflanzen*, das im April 2014 im Lenos Verlag Basel erscheint.

»Macht eure Sache gut!«

Ein Nachruf auf Benediktus Hardorp

ENNO SCHMIDT

Dr. Benediktus Hardorp ist am Nachmittag des 7. März 2014 gestorben. Einen Monat vor seinem 86. Geburtstag. Seine letzten Worte waren: »In dem Christus wird Leben der Tod.«

Das sagte er zu seiner Frau Dorothea gewandt auf einem Zweigabend in Mannheim. Er bemerkte dies zu dem gerade besprochenen Vortrag von Rudolf Steiner. »Das ist ja wie der Satz: In dem Christus wird leben der Tod.« Das stand ihm vor Augen, dann sank er in sich zusammen. Er hatte einen Schlaganfall. Am selben Abend hatte er erfüllt von den Faust-Aufführungen der Schulklassen in München-Ismaning erzählt, wo er Workshops gegeben und einen Vortrag gehalten hatte. – Bis zu seinem Tod am übernächsten Tag erlangte er das Bewusstsein nicht wieder.

Dorothea Hardorp ist seine Ehefrau und der wichtigste Mensch in seinem Leben. Der Zweitwichtigste ist vielleicht Rudolf Steiner.

Wenn ich in Vorträgen zum Grundeinkommen erwähnte, dass es Benediktus Hardorp gewesen sei, der durch seine Durchdringung der Ausgabensteuer in Form der Mehrwertsteuer einen Schlüssel für das Bedingungslosen Grundeinkommen in unserer Zeit geliefert habe (für mich das gedankliche Nadelöhr und ein spiritueller Kernpunkt zum Bedingungslosen Grundeinkommen) – und er im Saal saß (weil er auf der Veranstaltung auch einen Vortrag hielt) – meldete er sich stets zu Wort, um zu betonen, dass die Ausgabensteuer ja nicht seine Idee gewesen sei, sondern die von Rudolf Steiner, 1919, ... (Zürich, 25. Okt., Fragenbeantwortung).¹

Herr Hardorp schrieb übrigens auch so wie ich jetzt gerade: mit Klammern und Einschüben. Zum Beispiel offene Briefe und Beiträge zur Aufdeckung der Schiebereien mit Aktien der Weleda AG. Im Alter führte er das Schwert

immer umsichtiger, weniger angriffig, gütig im Schwung und noch präziser schlagend. Er war mutig. Er war dafür, keine Angst zu haben. Zum Beispiel auch in seinem Eintreten für Judith von Halle. Was er in ihr sah, ist seine Sache. Wie es für jeden anderen auch nur dessen Sache ist. Und dafür trat er ein, dass man nicht inquisitorisch vorgeht.

Ich studiere Volkswirtschaft. Ist mal was anderes.

Aufgewachsen ist Benediktus Hardorp in Bremen, wo sein Vater Priester der Christengemeinschaft war. Zur Einschulung ging er nach Hamburg in die Waldorfschule, weil es in Bremen keine gab und in der Zeit, 1935, auf Geheiß der Nazis auch keine mehr gegründet werden durfte. Bald war Krieg. Mit 15 Jahren kam er an die Flak (Flugabwehrkanone). Nachts schossen sie auf feindliche Bomber über der Stadt, Tagsüber kamen die Lehrer in die Stellungen für den Schulunterricht. Als 16-jähriger Soldat kam er an die Ostfront. Die war nicht mehr weit. Als Meldereiter in Mecklenburg begleitete er den Kompaniechef. Der schickte den Jungen nach Hause, als der Krieg ans Ende kam. Auf dem Weg zurück nach Westen standen schon die Amerikaner. Die nahmen dem Soldaten Hardorp die Pistole ab, hinter den Linien sollte er sich in Kriegsgefangenschaft begeben. Doch auf dem Weg dorthin tauschte er sein Pferd gegen Zivilkleidung und machte sich zu Fuß davon. Erneut griffen sie ihn auf, brachten ihn in ein Quartier und wiesen ihm eine Treppe, die er hochgehen solle. Es gab da aber auch noch eine andere Treppe, die führte nach unten und raus aus dem Haus. Die nahm er, rannte durch Gärten, kletterte über Zäune, schnappte sich ein Fahrrad und war so schneller daheim.

die Drei 5/2014

Nach dem Krieg wechselte er an die Waldorfschule in Hannover. Dort war Wilhelm Schmudt sein Physiklehrer. »Die Dinge ins Rechte denken«, war dessen Divise. Das Organische war seine Wissenschaft. Ausgehend von Rudolf Steiner hatte Wilhelm Schmudt einen Geldkreislauf ausgearbeitet, der die Geldarten in einen dynamisch-organischen Zusammenhang bringt. Das ermöglichte später Joseph Beuys den Durchbruch zu dessen Bild vom gegenläufigen Wirtschafts- und Geldkreislauf.

Benediktus Hardorp wollte Priester werden, wie sein Vater einer war. Und wie andere in seinem Familienumfeld auch. Nach drei Semestern auf dem Priesterseminar empfahl man ihm, für eine Zeit in der Heilpädagogik zu arbeiten. Erst mal erden. Anderthalb Jahre machte er das, stieß noch einmal zu einer Gruppe von Priesterseminaristen in Freiburg, die mit Friedrich Doldinger arbeiteten. Dann fragte er sich: »Was mache ich jetzt? – Ich studiere Volkswirtschaft. Ist mal was anderes. Das Gebiet muss ja auch mal jemand bearbeiten.«

An der Universität behandelte Benediktus Hardorp die aktuellen Fragen aus Wirtschaft und Finanzwesen auf anthroposophischer Grundlage. Sie bot die besseren Lösungen. Gemessen am Mainstream stellte das allerdings eine Umkehr dar. Die erlaubte er sich, bescheiden und siegesgewiss, und so wurde sie ihm auch von den Professoren zugestanden. Mal was anderes. Eine Studienarbeit zur Besteuerung von Aktien nutzte er für die Ausarbeitung von Rudolf Steiners Aussagen zur Ausgabenbesteuerung. Alle anderen Steuern sein parasitär, hatte dieser gesagt. Hardorps Diplomarbeit sollte die Frage nach dem gerechten Lohn behandeln. »Da habe ich gesagt: Die Frage nach dem gerechten Lohn wird niemals beantwortet werden, weil sie falsch gestellt ist.« Er diplomierte über das Soziale Hauptgesetz von Rudolf Steiner. Für seine Dissertation in Freiburg griff er die Wachstumstheorie auf unter seinem Ansatz: »Wenn man Wachstum will, muss man irgendwann sagen, wofür das sein soll. Wenn man die Frage nicht beantwortet, wirkt der Mehrertrag zerstörend. Es muss einen Zweck haben, eine Sinnbestimmung, es muss gewidmet sein. Die Ertragswid-

mung kann eine Schenkung darstellen.« Seine Dissertation hatte den Titel: *Elemente einer Neubestimmung des Geldes und ihre Bedeutung für die Finanzwirtschaft der Unternehmung*. Er setzte sein Thema in Bezug zur Phänomenologie des Philosophen Edmund Husserl.

Diese Studienarbeiten sind schon drei Säulen des Hardorpschen Wirkens:

- Die Ausgabensteuer als einzige Steuer, von der ein Erkenntnisprozess ausgeht durch das gesamte Wirtschaftsleben und Staatsleben. Sie zieht den Feudalschleier vom Staat weg, führt auf den Boden des demokratischen Miteinander und lässt Arbeit als Initiative für andere frei.

- Das Füreinanderleisten, wie es im Sozialen Hauptgesetz von Rudolf Steiner auftritt. Womit sich das Einkommen schon aus der Beklemmung des Abrechnens löst, aus einer Vergangenheitsorientierung und »Gerechtigkeit«, die soziale Zusammenhänge kappt und den freien Einsatz der Kräfte negiert. Wenn die Bezahlung Menschen berechnet, ist das Individuum draußen aus der Arbeit.

- Die Ertragswidmung als Teil der unternehmerischen Aufgabe. Womit Wirtschaft den Schleier des magischen Selbstläufers egoistischer Profitvermehrung verliert und Unternehmen nüchtern betrachtet werden und genauso die Erzielung von Erträgen zur Aufgabe haben wie deren Widmung; eine Form der Widmung ist das Schenken. Womit der kulturelle Zusammenhang von Wirtschaft in Fluss kommt.

Ich fragte Benediktus Hardorp: Die Kultur findet als Wirtschaft statt? »Ja, findet in den Unternehmen statt. Und die Unternehmen ermöglichen auch wieder die Kultur in ihrem Umfeld, aus dem auch wieder die Menschen kommen, die Fähigkeiten in die Unternehmen bringen.« Was den einen zu trocken ist, was die anderen nur aus Begehrlichkeit interessiert, die Steuern und die Finanzwirtschaft, das betrachtet Benediktus Hardorp aus der menschlichen Mitte, das wird Geisteswissenschaft. Rahmenbedingungen für die Initiative der Menschen. »Die gewöhnliche Wirtschaft und das geistige Leben voneinander zu trennen ist Mittelalter.«

Neben der Volkswirtschaft hatte sich der Student Hardorp für Philosophie eingeschrieben. Als Vorsitzender der Anthroposophischen Studentengruppe an der Universität Freiburg lud er Martin Heidegger ein. Sie wollten wissen, wie sein Denken im Verhältnis zu dem Rudolf Steiners steht. Später hörte Hardorp auch Vorlesungen Heideggers: »Was heißt Denken?«

»Überall gilt: Man darf nicht isoliert in seiner Welt handeln! Man muss sich immer in einem weiteren sozialen Raum sehen. Wenn wir uns nicht um die anderen kümmern, kümmern die sich auch nicht um uns.« Noch kurz vor seinem Tod hatte er in der Pädagogischen Sektion am Goetheanum Formen besprochen für mehr Austausch und Zusammenarbeit zwischen Waldorfschulen und anderen Schulen.

Die Eheleute Hardorp lebten mit ihren zwei kleinen Töchtern in Heidelberg, wo Vater Hardorp seine freiberufliche Praxis als Wirtschaftsprüfer und Steuerberater begann. Doch Mannheim sollte seine eigentliche Wirkensstätte werden: sowohl für den Aufbau anthroposophischer Einrichtungen – der Freien Waldorfschule, der Akademie für Waldorfpädagogik und der Freien Interkulturelle Waldorfschule Mannheim – als auch für seine Wirtschaftsprüfungs- und Steuerberatungsgesellschaft und weitere Initiativen. »Die Familie hat auf meine Initiativen Rücksicht genommen und sie mitgetragen. Insofern waren das nicht nur meine Initiativen.«

Ausgabensteuer und Grundeinkommen

Als 1967/68 die Mehrwertsteuer in Deutschland eingeführt wurde, war Benediktus Hardorp einer der wenigen, die sie schon verstanden hatten und einer der noch wenigeren, die sich ihrer annehmen wollten. »Den anderen war das zu pover.« Deshalb konnte er vielen Unternehmen bei der Implementierung helfen, wurde zum Mehrwertsteuerfachmann der Handelskammer und im großen Stile über Verbände zum Berater der Wirtschaftsprüfer und Steuerberater.

»Siegesszug der Mehrwertsteuer in Europa habe ich das genannt.« Mit der Bildung der EU kam sie auf, weil mit ihr eine Steuerharmonisierung

im gemeinsamen Markt möglich ist. Die anderen Steuern stehen dem eher im Wege. Darum empfahl Benediktus Hardorp für alle anderen Steuern den Steuersatz null. »Das ergab sich aus der Sache. Ich habe eigentlich nichts weiter gemacht als zu sagen: guckt doch genau hin.« Dieses »Guckt doch genau hin« überliest man schnell. Doch es ist wesentlich für sein Handeln. »Nicht über die Dinge denken, sondern in den Dingen denken.« Aus der Anschauung, nicht aus der Vorliebe zur Idee und zur Veränderung kommen.

Das verbindet Benediktus Hardorp mit Götz W. Werner. »Hingucken und sagen: Das könnte man doch besser so machen, das ist Werner«, sagt Hardorp.

Hardorp war ein ausgezeichnete Unternehmer, sagt Götz Werner. Es gibt nur sehr wenige, die Götz Werner einen Freund nennt. Benedictus Hardorp war einer. Sie siezten sich.

Auf einer Tagung in der Überlinger Waldorfschule hatten sie sich kennengelernt. »Das hat sofort gefunkt. Wir brauchten gar nicht viel zu reden und nicht viele Begriffe. Er hat immer gleich begriffen, worum es geht und hat es gleich gemacht – wenn es etwas zu machen gab.« Anfang der 80er Jahre riefen sie einen Unternehmerkreis ins Leben, in dem es u.a. um die Beziehung zwischen Einkommen und Arbeit ging, und um den Eigentumsbegriff im Bezug auf Unternehmen. »Dass der Eigentumsbegriff kein Zaun ist«, so Hardorp, »um andere vom Grundstück fernzuhalten, sondern innerlich erfüllt wird als Handlungsfeld, um damit das zu tun, was in der gesellschaftlichen Situation für andere nötig ist.« Es ging darum, das Einkommen von der Bezahlung zu lösen, von der Bezahlung von Erbrachtem, und es in Beziehung zu setzen mit dem, was jemand aus eigener Einsicht tun will. Werner macht was daraus. Die von Götz Werner bei *dm* entwickelte Wertbildungsrechnung hat Elemente davon. Was bei *dm* die Lohnbuchhaltung und andere Abteilungen in der Zentrale für die Filialen leisten, stellen sie ihnen in Rechnung. Füreinander erbrachte Leistungen werden innerhalb des Konzerns abgerechnet. Das macht aufmerksam und transparent. Das Bewusstseinsmoment des

Bezahlens ist überall vorhanden. Das Einkommen aber ist frei davon und Ermöglichung.

»Das heutige Arbeitsrecht stammt noch aus dem römischen Mietrecht für Karren, Esel und Sklaven«, sagt Benediktus Hardorp. »Das ist nur ein bisschen weiterentwickelt worden.« Aufdringlich war er nie, aber gerne konsequent. Was es bedeute, wenn man Unternehmen verkauft, fragte ich ihn einmal. »Menschenhandel«, war seine Antwort.

Götz Werner verdankt Benediktus Hardorp viele Anregungen. Zum Beispiel die, sich einmal zu vergegenwärtigen, dass alle Preise, die er bei *dm* Drogeriemarkt festlegt, sich in Einkommen auflösen. Wenn man zurückverfolgt, wie der Preis einer Ware entstanden ist, dann landet man bei Einkommen. Nicht die Zahnpasta kostet Geld, sondern die Einkommen all derer, die daran mitgewirkt haben, dass der Kunde sie benutzen kann. Dieses Beispiel erwähnte Götz Werner auf der Beisetzungsfier für Benediktus Hardorp und schloss seine Ansprache mit den Worten: »Vielen Dank und viel Erfolg bei unserer Arbeit.«

Da scheint was weiterzugehen. So schien mir die Stimmung auch bei den vielen anderen zu sein, die zur Beisetzung gekommen waren. Nicht eine gesenkte Trauer, sondern eine erhobene Ernsthaftigkeit in einem weitergehenden Geschehen. Und so erlebe ich auch ihn, den Verstorbenen, nach seinem Tod. Sehr präsent und im Willen.

Auf dem Boden der Satzungen geht das Geschehen weiter, die Benediktus Hardorp für viele Einrichtungen geformt hat. In Unternehmen und Schulen geht das Geschehen weiter, die er mitgeprägt und impulsiert hat. So zum Beispiel mit der Ansage, dass dem Lehrersein das Ange-

stelltenverhältnis widerspricht – Lehrer müssen Unternehmer sein.

In besonderer Weise geht sein Wirken in die Welt hinaus in der Grundeinkommensdebatte, wie er sie mit angestoßen hat. Das heißt, mit dem Zugang zu der Idee des bedingungslosen Grundeinkommens, der nicht aus Absichten kommt, so ehrenwert sie sein mögen, sondern aus Erkenntnis. Das macht den Unterschied. Der Unterschied ist der Anstoß aus der Mehrwertsteuer, wie Benediktus Hardorp sie versteht als Ausgabensteuer und als Bewusst-



Benediktus Hardorp auf einer Veranstaltung zum Grundeinkommen im Unternehmen Mitte in Basel, 2006

seinsprozess, der als Abrechnungsprozess von Stufe zu Stufe mit der Wertschöpfung mitgeht, sich aber erst als Geld realisiert, wenn der Kunde kauft, wenn aus Arbeit Wert geworden ist. Die Steuern sind auch heute schon in den Preisen. Der Kunde trägt sie. Nur sieht er sie nicht. Die Konsumsteuer macht das reale Geschehen demokratisch transparent. Sie ist die einfachste Steuer. Sie sollte die einzige Steuer sein. Das überzeugte auch Götz Werner. Doch was ist dann mit dem Steuerfreibetrag?, fragte sich Götz Werner. Und kam darauf: Der Steuerfreibetrag muss dann an jeden Konsumenten ausgezahlt werden. Das ist ein bedingungsloses

Grundeinkommen. Das war ein Evidenzerlebnis für Götz Werner.

Das Erkennen des Richtigen scheitert oft an der Scheu vor der Konsequenz. Bei Hardorp und Werner nicht.

Die Kongenialität von Ausgabensteuer und Grundeinkommen macht die Sache rund, die Sache der Ausgabensteuer wie die des Grundeinkommens. Nicht nach Geld greifen, sondern Geld begreifen, Steuern und Einkommen begreifen. Das ist eine freie Kraft. Richtkräfte.

»Die Konsumsteuer lässt das ganze Leistungsgeschehen sich frei entwickeln. Das höhere Ich des Menschen lebt in der Initiative.« – »Unternehmen sind ihrem Wesen nach steuerfrei.« – »Produktionsmittel sind keine Reichtümer.«

»So, wie man den Eigentumsgedanken von der Abwehrhaltung in eine Aufgabenbeziehung umdenken muss, so muss man das Einkommen von der Vergangenheitsabwicklung in die Zukunftslösung umdenken.«

Das Umdenken, der Sinneswandel, ist eine Geste, zu der Benediktus Hardorps Arbeitsergebnisse führen. Die Anthroposophie ist für ihn Erkenntnismethode, nicht Weltanschauung, »nicht etwas, was man machen oder lassen kann.«

Leichtes Spiel hatte man mit Benediktus Hardorp nicht. Ich habe ihn so erlebt, dass da stets eine innere Durchdrungenheit gleich unter der Haut lebte, die ihn nicht obenhin zugänglich machte, die es ihm aber ermöglichte, aus ver-

schiedensten Blickwinkeln und äußeren Fragestellungen originär aufzusteigen in ordnende Gebilde, oft überraschend und an ungeahnter Stelle, in dem Einen ein Ganzes auffaltend, das sich aus Quellen ergab, die ihn nie zur Ideologie nötigten. Vielleicht ist das wie eine Figur, diese Durchdachtheit, die fugend und formend in den verschiedensten Gegebenheiten auftaucht. Anders, als an der Oberfläche Gedanken zusammenzuziehen und vom einen auf das andere hinüberzuinterpretieren, wobei nur Löcher bleiben. – Jede Realität umfasst zwei Seiten, so Hardorp, »Das Außen der Realität und seine geistige Innenquelle.«

Ich erlebte, wie er, der Prinzipien und Kriterien hatte, diese auch beiseite lassen und in dem Menschen ihm gegenüber das Kriterium sehen konnte. Auch so setzte er sich für andere ein.

Einmal wurde er gefragt: Was würden Sie für die Zukunft als eine Art Vermächtnis aus der Summe Ihrer Erfahrungen formulieren?

Benediktus Hardorp: »Das ist eine schwierige Frage. Vielleicht nur eins: Macht eure Sache gut! ...«

1 In: Rudolf Steiner: *Soziale Zukunft* (GA 332a), Dornach 1977.

Ein Verzeichnis der Schriften von Benediktus Hardorp findet sich im Internet unter www.hardorpschriften.de

Die ordnenden Kräfte des Tierkreises – II



Stier R Mai

*Es rundet, es dreht und weht
Kraftvoll orangen
Das Rad des Werdens
Im offenbaren Erdenleben.*

Seidenapplikation und Text: *Angela Vogt-Burgdorfer*

Fundstück V: Die Notizbücher: Aus Rudolf Steiners Denkwerkstatt

Das Rudolf Steiner Archiv in Dornach bewahrt den größten Teil des literarischen und künstlerischen Nachlasses von Rudolf Steiner auf. Durch das Jahr 2014 werden hier von Archivmitarbeitenden ausgewählte Fundstücke vorgestellt. Die Archivalien stehen Interessierten und Forschern im neu eingerichteten Lesesaal im Haus Duldeck, das das Archiv beherbergt, zur Verfügung.

Schon sehr früh begannen Marie Steiner und ihre Mitarbeiter Dokumente und Materialien im Zusammenhang mit der Arbeit von Rudolf Steiner zu sammeln und aufzubewahren. Seine Notizbücher gehören wahrscheinlich zum Persönlichsten, was von ihm erhalten geblieben ist. Rudolf Steiner benutzte diese nicht als Tagebuch, sondern notierte alles Mögliche darin. Viele davon wurden ihm geschenkt. Die vielfältigen Eintragungen und Gebrauchsspuren zeugen von einem intensiven Leben mit ihnen. Rudolf Steiner hatte wahrscheinlich zu jeder Zeit ein Notizbuch bei sich.

Er beschreibt seinen Umgang damit folgendermaßen: »Ich habe im Gebrauche, eigentlich alles das, was sich mir ergibt aus der geistigen Welt, immer mit dem Stift in der Hand aufzuschreiben, zu formulieren, entweder in Worten oder in irgendwelchen Zeichnungen. Dadurch ist die Anzahl meiner Notizbücher viele Wagenladungen. Ich habe sie aber nicht wieder angeschaut. Sie sind da; sie sind nur dagewesen, um mit dem ganzen Menschen das zu verbinden, was im Geiste erforscht wird, so dass es sozusagen nicht bloß mit dem Kopf aufgefasst ist, um in Worten mitgeteilt zu werden, sondern mit dem ganzen Menschen erlebt ist.«¹ Diese »Wagenladungen« fanden ihren Platz in vier Schubladen eines Archivstahlschranks. Die mehr als 600 Notizbücher variieren in ihrer Größe und Ausstattung. Rudolf Steiner begann von beiden Seiten Eintragungen zu machen und schrieb meistens mit einem Bleistift. Mit einem Nummerierstempel haben die Mitarbeiter des Rudolf Steiner Archivs die Notizbücher später mit einer Ordnungssignatur versehen und inventarisiert. Aufgrund der Eintragungen

wurde versucht, eine Datierung vorzunehmen. Rudolf Steiner benutzte seine Notizbücher auf vielfältigste Weise. In der Vorbereitung von Vorträgen sammelte er darin seine Gedanken. Manchmal notierte er sich einfach nur Namen, Adressen und Termine. Er führte dort Abonnementlisten für die Zeitschrift *Lucifer-Gnosis* und machte Kostenaufstellungen von unterschiedlichsten Ausgaben. Es finden sich zudem darin viele Abschriften und Exzerpte aus Büchern und Lexika, oft auch in der Gabelsberger Stenogrammschrift gemacht. Rudolf Steiner hat auch immer wieder in seinen Notizbüchern gezeichnet. Das Zeichnen und Schreiben war für ihn ein wichtiger Schritt im Erkenntnisprozess: »Und deshalb ist es von mir tief erlebt, dass ich nun nur in der Lage bin, dasjenige, was mir gelingt in der geistigen Welt zu forschen, der menschlichen Sprache einzuverleiben, – und indem man es der menschlichen Sprache einverleibt, so verleibt es sich auch dem Gedächtnis ein; es gelingt mir nur, wenn ich einige Striche zeichne oder aufschreibe, so dass nicht nur der Kopf, sondern auch die ganzen anderen Organsysteme beteiligt sind.«²

Den Archivbenutzern stehen die Notizbücher von Rudolf Steiner für ihre Forschung zu Verfügung. Eine chronologische Kartei ermöglicht einen ersten Einstieg in diese Denkwerkstatt. Die Vielfalt und die spezielle Ordnung der Eintragungen in den Notizbüchern machen das Auffinden von einzelnen Stellen sehr aufwendig; einen Überblick zu gewinnen ist fast unmöglich. Um die Forschungsarbeit daran zu erleichtern, plant das Rudolf Steiner Archiv, diese elektronisch zu erfassen. Als erstes werden die Notizbücher eingescannt. Die Scans dienen



gleichzeitig als Sicherungskopie für die Originale. In einer synoptischen Darstellung des Faksimiles und der Transkription sollen darauf die Notizbücher integral zugänglich gemacht werden. Eine weitere große Herausforderung ist danach natürlich die chronologische, geografische Thematik Zuordnung.

1 Rudolf Steiner: *Was wollte das Goetheanum und was soll die Anthroposophie?* (GA 84), Öffentlicher Vortrag in Basel vom 9. April 1923, Dornach 1986, S. 39.

2 A.a.O., Öffentlicher Vortrag in Prag vom 30. April 1923, S. 195f.

Ivana Suppan (Archivierung) und
Stephan Widmer (Archivierung)